

Der europäische Krieg [Fortsetzung]

Autor(en): **Bovet, E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **15 (1914-1915)**

PDF erstellt am: **28.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-764013>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DER EUROPÄISCHE KRIEG

XVIII.

UNSERE ZUKUNFT

Anschließend an meine Bemerkung in der letzten Nummer (*Eine Frage der Methode*) fragt mich Jemand, ob es ratsam sei, unsere Hefte auch fürderhin in der Hauptsache dem Kriege zu widmen; man sehne sich allmählich nach andern Stoffen. Unsern Freunden bin ich für solche Winke immer dankbar, selbst dann, wenn ich anderer Meinung bin. Vor vierzehn Tagen habe ich mich wohl zu kurz ausgedrückt; es lohnt sich, auf die Frage zurückzukommen.

Nicht so sehr der Krieg als solcher soll uns immer wieder beschäftigen, als viel mehr die Offenbarungen aller Art, die er brachte, und die Folgen, die er haben wird, auf die wir uns früh genug vorbereiten müssen, damit wir nicht wieder überrumpelt werden... Der denkende Leser soll die Hefte dieses Jahrganges durchblättern; er wird bald sehen, was ich meine.

Viele sagen heute: „Dieser Krieg war unvermeidlich.“ *Del senno di poi ne son piene le fosse*, sagt der Italiener (nachträgliche Einsicht füllt ganze Gräben aus). Ich gestehe, dass ich an die Möglichkeit des Friedens glaubte; die alten Sünden der europäischen Nationen, die sich jetzt so bitter rächen, waren mir wohl bekannt, und doch glaubte ich, das Problem lasse sich in friedlicher Weise lösen. Die Klugheit der Staatsmänner habe ich offenbar überschätzt, die Passivität der Kulturvölker unterschätzt. — War der Krieg so unvermeidlich, warum waren wir denn so schlecht darauf vorbereitet? Eben aus dieser Verwirrung ist vieles zu lernen für die nächste Zukunft.

Man nehme als Beispiel unsere Urteile über die fremden Nationen! Kommen etwa diese Urteile aus unserer Überlegung, aus unsern eigenen Erfahrungen heraus? Nicht im geringsten. Wir haben sie uns von links und rechts, von der Presse der kriegführenden Völker, diktieren lassen. So wurde von Vielen das Märchen willig übernommen, Belgien habe seine Neutralität selbst verletzt; man witzelte über das Ungeziefer der serbischen Helden; Italiens Verhalten wurde mit einem einzigen Worte gründlich erklärt und erledigt: Machiavelli. Die Deutschen? Barbaren. Die

Franzosen? Verwesung. Und erst die Engländer?! Diese Aphorismen wurden überall verzapft, nicht nur vom Volke, sondern noch mehr von den Intellektuellen. Das ist also das Resultat unserer segensreichen Fremdenindustrie, unserer friedlichen Kolonien im Ausland, der tausendfachen Beziehungen unserer Geschäftswelt, des Geschichtsunterrichts in unsern Musterschulen? Ist *das* unsere Neutralität, so ist sie nicht die Frucht einer höheren Einsicht, sondern das machtlose Zuschauen eines ebenso furchtsamen wie eingebildeten Seldwylers. — Gewiss, es ist allmählich besser geworden; schon die Länge des Krieges hat gezeigt, dass hier Großes gegen Großes kämpft, und dass Schlagwörter nicht ausreichen; allein wir dürfen den begangenen Fehler nicht vergessen und mit Wohltätigkeit verwedeln; unsere sonderbaren, wohlfeilen Urteile sind in dieser Zeitschrift selbst und in vielen Zeitungen dokumentiert; und in meinem Tagebuch stehen noch denkwürdige Aussprüche... — Nein, wir dürfen nicht vergessen; wir müssen lernen, wenn wir nicht zugrunde gehen wollen.

Bessere Beziehungen zum Ausland sind für uns nicht bloß eine Sache der bessern „Bildung“; immer mehr werden sie zu einer Forderung unserer Selbsterhaltung, sowohl in ökonomischer wie auch in politischer Hinsicht; in einer Serie von Artikeln soll das bewiesen werden, und sollen auch die Mittel gesucht werden, welche die verhängnisvollen, uns selbst entzweierenden Vorurteile beseitigen können; ich erwähne bloß: einen zielbewussten Unterricht der Geschichte in den Schulen und in dem noch zu schaffenden staatsbürgerlichen Unterricht, eine viel intensivere Pflege des Verkehrs mit den Schweizern im Auslande, eine viel größere Bedeutung und Verwertung unserer Gesandtschaften, und endlich die Förderung unserer moralischen Selbständigkeit.

Damit kommen wir auf die innere Politik und auf die Hauptsache. Von den Artikeln die kürzlich hier erschienen sind, möchte ich in diesem Zusammenhang bloß diejenigen der Herren Bachmann, Koller, Schmid und Zschokke (in der heutigen Nummer) besonders hervorheben. Verschiedene Auffassungen der Herren Koller und Schmid widersprechen durchaus den meinigen; als Symptome sind sie mir aber wertvoll und bringen mir Argumente für eine spätere Diskussion; in *einem* Punkte gehen wir alle einig: die Hauptschwierigkeit der Einbürgerung besteht darin, dass wir wenig

Assimilationskraft haben, weil „der Staatsgedanke bei uns nicht mehr so stark ist, wie er von Rechtswegen sein sollte“ (Bachmann¹).

Seit Jahren haben wir den politischen Gedanken sozusagen aufgegeben, zugunsten der sozialen und ökonomischen Fragen. Das war die Schlaueit der Realpolitik, deren Früchte wir jetzt kosten. Nur keine Ideale! Die „schönen Reden“ überlassen wir den Franzosen; *wir* beschäftigen uns bloß mit Tatsachen, mit Eisenbahnen, Krankenkassen, Flusskorrekturen und Jauchegruben; wenn wir seit bald dreißig Jahren an einem Strafgesetzbuch laborieren, so kommt die Verspätung eben davon her, dass hier gewisse Grundsätze einen Streit hervorrufen könnten; und wir wollen keinen Streit. „Seid einig!“ sagte der alte Attinghausen; wir erhalten die Einigkeit durch Kompromisse mit den Kantonen, mit den Regionen. So leben wir glücklich, in friedlicher Mittelmäßigkeit, dem Bilde ganz entsprechend, das Victor Hugo skizzierte:

La Suisse trait sa vache et vit paisiblement.

Das Idyll wäre ganz nett, wenn wir allein auf der Welt wären; leider stecken wir mitten drin in Europa, umgeben von Nationen, die sich ein hohes Ziel gesteckt haben und die uns durch ihre Massen unfehlbar erdrücken werden, wenn wir nicht in die Höhe wachsen.

Es ist ein sonderbarer Gedanke, anzunehmen, dass soziale und ökonomische Lösungen eines politischen, selbständigen Gedankens entbehren könnten, ohne auf die Dauer den Staat zu gefährden. Wenn die Dinge nur so zusammengepappt sind, so gehen beim ersten Anprall die Interessen, die Banken, die Industrie, die Agrarier nach verschiedenen Richtungen auseinander. Ich deute bloß an; ein Anderer soll darüber schreiben. Zur Erbauung des Patrioten genügt ja heute der Streit über die Bundeskriegssteuer; vor Jahren scheiterte der „Beutezug“; jetzt wird er gelingen; das ist Fortschritt.

Wo waren, seit dem 1. August, die Einsicht und der feste Halt? Bei der Mehrheitspartei? bei der Presse? bei den kantonalen Souveränen? Nein. Abgesehen von einzelnen Bürgern (besonders in Genf), waren Einsicht und fester Halt nur beim Bundesrat. — Und woher kamen und kommen noch die Gefahren, die Hemmungen, unter denen auch der Bundesrat zu leiden hat? Von all dem alten,

¹) Heft 9/10 vom 15. Februar 1915. Seite 265.

kleinlichen Kram, den wir mitschleppen, uneingedenk der Worte von Attinghausen:

*Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.*

Beredete Vertreter des Regionalismus werfen mir vor, ich wünsche die Abschaffung unserer Verschiedenheiten, eine allgemeine Nivellierung. Der Vorwurf kommt mir, dem ausgesprochenen Individualisten, immer etwas komisch vor! Arbeitet etwa *Wissen und Leben*, seit sieben Jahren, an einer Nivellierung? All diejenigen Verschiedenheiten bekämpfe ich, die sich ausgelebt haben, die zu Schemen geworden sind, hinter denen Faulheit und Egoismus sich verbergen; und all die Verschiedenheiten begrüße ich freudig, die das Gesamtleben bereichern. An Hand dieses Kriteriums prüfe man doch die Elemente unseres „nationalen“ Lebens . . .; kann das, was übrig bleibt, einer Schweizerseele genügen? Wollt Ihr die Fremden assimilieren, wollt Ihr der heranwachsenden taten-
durstigen Jugend einen Lebensinhalt geben, wollt Ihr im neuen Europa einen geachteten Platz einnehmen, so schlagt denn endlich aus dem Schweizerboden einen schaffenden schweizerischen Geist heraus!

Dieser Geist soll alles durchdringen, Berg und Tal, Ost und West, in verschiedenen Sprachen und verschiedenen Arten die vielen Tätigkeiten unseres öffentlichen Lebens zu einem Ganzen verbinden. Erst dann hält alles zusammen und zerschlägt sich die Flut der uns innerlich fremden Ideen am Felsen der Überzeugung.

Wieso es gekommen ist, dass die früher geträumte Zentralisation von Freund und Feind nur noch als Bureaukratie aufgefasst wird, wieso nun immer mehr die Konzentration des politischen Ideals durch die Zentralisation der Verwaltung ersetzt wird, darüber haben wir uns noch in einer Serie von Artikeln auszusprechen. Es soll deutlich hervortreten, dass das Problem unserer inneren Politik im letzten Grunde ein Kulturproblem ist. Die sozialen und ökonomischen Fragen, ebensogut wie die Fragen der Gesetzgebung, der Schulbildung, des tieferen Verständnisses zwischen Welsch und Deutsch, alles das gipfelt schließlich in der Hauptfrage: *was ist unser Glaube an die Zukunft?* Diesen Glauben müssen wir formulieren. Sollte es auch einen Kampf kosten, ein Kampf der Aufklärung führt zum Leben, während der faule Friede Erstarrung und Tod bedeutet.

Diejenigen Politiker täuschen sich schwer, die da meinen, man solle das Volk immer von der „praktischen Seite“ der materiellen Interessen anpacken. Das Volk hat eine unverwüstliche Jugend, die sich in der richtigen Stunde nach einem Ideale sehnt. Die Stunde naht, für uns wie für ganz Europa; wer da die Seele nicht rüstet, und im alten Schlendrian weiterfahren will, der wird weggefegt.

In diesem Sinne einer Neugeburt soll uns der Krieg beschäftigen und kräftigen.

XIX.

MIT DER HACKE

Vor vielen Wochen. In einem der ersten Züge, die französische Internierte aus Deutschland über Zürich nach der Heimat zurückführten. Da saß in einer Ecke ein Bauer von etwa siebzig Jahren, ohne Hut, in Hemdsärmeln. Jemand sagt zu ihm: „Lieber Mann, Ihr scheint die Reise gut zu ertragen.“ Er antwortet: „Ich arbeitete auf dem Felde, als *sie* mich wegführten. Die Hacke nahm ich mit; hier ist sie.“ — Aus dem Netze nahm er die Hacke, stützte sich drauf und fuhr weiter, ganz ruhig: „Von einer Stadt zur andern haben sie mich geführt; nun geht es heimwärts; mit dieser Hacke werde ich bald wieder Frankreichs alten Boden bearbeiten.“

Wie viele Schlachten hat der alte Boden schon erlebt! Römer, Hunnen, Franken, Engländer, Spanier und Deutsche haben ihn schwer beritten und zertreten; und doch blüht er immer wieder, von Sonne und Freiheit bestrahlt. Jeder Krieg zieht vorüber; Recht und Friede bauen die Menschenstätten wieder auf; jeder halte die Hacke bereit; das weite Feld harret der neuen Saat.

XX.

EDLE SEELEN

Aus Frankreich bringen Zeitungen und offizielle Berichte lange Serien von Greuelthaten; ein reiches Kapitel liefern die Vergewaltigungen von Frauen und Mädchen. Das Thema an sich soll hier keinen Platz finden. Ich bin auch überzeugt, dass vieles darunter übertrieben und sogar erfunden ist; etwas Sadismus spielt hier mit. Streichen wir die Hälfte; es bleibt noch genug. Schreiben wir die Roheiten einzelnen Individuen zu, wie es solche in jedem Heere gibt..., die Notizbüchlein der Gefangenen bleiben ein fürchterliches Bekenntnis.

Da schreibt nun der Berliner Korrespondent einer deutsch-schweizerischen Zeitung (selbst ein Schweizer) folgendes:

„Für die schlangenklugen Evastöchter, deren Tugend in diesem rauhen Kriegsjahre etwas beschädigt worden ist, eröffnen sich die schönsten Perspektiven. Die Töchter Alt-Griechenlands, denen ein Malheurchen widerfahren war, hatten zur Entschuldigung immer einen galanten Gott zur Hand, der sich in Schwan- oder Stiergestalt der Sterblichen huldigend nahte. Heute gibt es keine griechischen Götter mehr; in der Not frisst der Teufel Fliegen, und so begnügt man sich mit einem simplen feldgrauen „Boche“, was freilich weniger glorios für die Betroffene ist. Immerhin — habemus papam! Ärgerlich wird die Sache höchstens, wenn sich am entscheidenden Tage durch untrügliche Zeichen die Teilhaberschaft eines Mitglieds der „düstern Hilfsvölker“ herausstellt, denen sich ein Teil der französischen Frauenwelt bei ihrer Ankunft mit so hingebender Dankbarkeit gewidmet hat. Es ist sicher, dass der Besuch der Senegallöwen, der Sikhs, der Gurkhos, Anamiten nicht minder sichtbare Spuren in der Bevölkerung Frankreichs hinterlassen wird als der Einbruch der germanischen Barbaren.“

Der Herr scheint von den Realitäten des Lebens wenig zu wissen; auf französischem Boden hat der Krieg erst nach Mitte August angefangen, und die Schwarzen, die Hindus kamen noch später an; wie könnten da in den ersten Märztagen die Geburten bereits Beweise bringen? — Für die Übeltäter selbst lassen sich verschiedene mildernde Umstände anführen: die angeborene Verbrechernatur, die schlechte Erziehung, die fürchterliche Aufregung des Kampfes. Was für mildernde Umstände mag wohl der Journalist anrufen, der, weit weg vom Kriege, in der warmen Stube, über die armen Opfer witzelt?

XXI.

HUT AB!

Gestern, Mittwoch den 10. März, hat also die 5. Division durch Zürichs Straßen defiliert. Ich freute mich herzlich auf die Stunde, in Erinnerung an die Stimmung der Mobilisationstage in Morges. Ich wurde bitter enttäuscht, nicht durch die Soldaten (eine Pracht), sondern durch das Publikum. Und verschiedene Freunde, die an ganz verschiedenen Stellen der Bahnhofstraße standen, haben meinen

Eindruck voll bestätigt. Nämlich: als die Fahnen vorüberzogen, haben höchstens fünf Prozent der Männer den Hut abgenommen. Sache des Temperamentes? Scheu vor der „Sentimentalität“? Warum haben denn dieselben Bürger den General mit Hutschwenken und Hurrahrufen begrüßt? Unser General hatte es reichlich verdient; die Fahnen noch mehr; und der General wird gewiss der erste sein, der mir Recht gibt.

Ein Tramkontrolleur hat mir die Sache in wenigen Worten gründlich erklärt. Er sagte: „Die Fahne ist halt ein toter Gegenstand“. — So hat also der Zürcher, so gescheit er sein mag, doch noch etwas zu lernen: die Ehrfurcht vor einem Symbol.

Woher soll aber die Ehrfurcht kommen? Das ist eben die Frage, liebe Eidgenossen in Zürich und anderswo.

ZÜRICH

E. BOVET



DER TOD HAT SICH DAS LEBEN . . .

Von JOHANNA SIEBEL

Der Tod hat sich das Leben
Gewählt zum Kampfgesell,
Er ruft; und helle Scharen
Erscheinen zum Appell.

Er reiht als Freund und Feinde
Die Streitgenossen ein,
Bald müssen sie ihm Hammer
Und bald der Amboß sein.

Der Tod führt seine Scharen
In Not und Schlachtendampf,
Er fordert mit dem Leben
Das Leben auf zum Kampf.

Und macht sie all zu Helden
Die Streiter ungezählt,
Und Sieger wird ein jeder,
Den er sich auserwählt.

